

Madagaskar – ein Land geht über Bord

Madagaskar vom 3. 10. bis zum 27. 12. 1996
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	224
Madagaskar – ein Land geht über Bord	224
Abgedriftet Neun Millionen Menschen leben in extremer Armut	225
Im Vorhof zur Hölle „Wir haben das Gitter wieder hochgelassen“	226
Wahl zwischen einem Blinden und einem Dummen Ein Ex-Diktator und ein Ex-Präsident suchen erneut die Gunst des Volkes	228
Unter dem roten Admiral war der Reis billiger	229
Tod eines Entwicklungshelfers „Auftraggeber für den Mord war vermutlich ein Schweizer Konkurrent“	231
Finanzpolizisten vollstrecken die Interessenpolitik des Westens	233
Palast in Flammen Brandstifter zerstören die bedeutendsten Bauten des Landes	234
Le responsable n'est pas là	236
Die doppelte Erblast Der Kampf gegen die Brandrodung ist der Kampf Don Quijotes	237
Ein Traum am Wendekreis des Steinbocks Kanadische Bergbauern wollen ihn zerstören	239
Die Letzten ihrer Art Der madagassische Fischadler ist einer der seltensten Raubvögel der Welt	241
Zwerge und Giganten – auf Madagaskar schlug die Evolution Kapriolen	242
Fluchtpunkt für Piraten Der Mythos dieser Insel hat zu allen Zeiten gelockt	244
Lebenshunger im Elend „Informieren Sie die Welt über das, was hier passiert“	246
	223



Oliver Junker, geboren am 13. Januar 1966 in Düsseldorf. Studium der Geschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft in Hamburg und Bonn. Während des Studiums Volontariat beim „Argentinischen Tageblatt“ in Buenos Aires, Praktikum beim Springer Auslandsdienst in New York. Nach dem Magisterexamen 1992 Besuch der Henri-Nannen-Schule in Hamburg. Seit August 1994 Redakteur in der Auslandsredaktion des deutschsprachigen Dienstes der Nachrichtenagentur Agence France-Presse (AFP) in Bonn.

Madagaskar – ein Land geht über Bord

Dem Berliner Operettenkomponisten Just Scheu ist es zu verdanken, daß sich beim Gedanken an Madagaskar gleich drei weitere aufdrängen: Pest, fauliges Wasser und täglich einer, der über Bord geht. 1934 komponierte er seinen Madagaskar-Marsch, den heute noch Rekruten singen. Scheu selbst lag nie vor Madagaskar (oder an einem der Traumstrände dieser Insel). Wer Madagaskar jedoch kennenlernt, vergißt den Schlager und entdeckt eine Insel von unvergleichlichem Zauber. Dieses Land ist eines der letzten Naturdenkmäler der Erde, eine verwunschene Arche Noah mit zehntausenden Tieren und Pflanzen, die es nirgendwo sonst gibt. Aber Madagaskar zählt auch zu den zehn ärmsten Ländern der Welt, und Lemuren, Chamäleons und Orchideen haben im Überlebenskampf gegen den Menschen kaum eine Chance. Weite Teile der Insel sind bereits verwüstet, und Tag für Tag schwimmen die Flüsse tonnenweise fruchtbare Erde ins Meer, während die Menschen auf die letzten Flecken nutzbaren Bodens drängen. „Von hier oben sieht es so aus, als ob Madagaskar verblutet“, sagte ein US-Astronaut. Man muß nicht ins All reisen, um zu erfahren, wie bedroht diese Insel ist. Madagaskar – ein Land geht über Bord.

Dort unten angelangt, mitten im Indischen Ozean und 400 Kilometer von der Ostküste Afrikas entfernt, erinnerte zunächst nichts an die Heimat – bis ich die Zeitung „Tribune“ aufschlug. Die deutsche Botschaft in Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars, schaltete am 3. Oktober eine Sonderseite. Zwei quadratische grauschwarze Flecken zeigten Roman Herzog und den Botschafter Hubert Beemelmans. Beide äußerten sich zufrieden über die Einheit, und Beemelmans wünschte auch Madagaskar alles Gute für die Zukunft. In seiner „Villa Berlin“ wurde dann ordentlich gefeiert: Auf dem Buffet thronten das Brandenburger Tor und der Berliner Bär, beide hüfthoch und aus Eisblöcken gemeißelt, die allmählich dahinschmolzen. Später sprangen Damen des Bonner Mozartensembles in den Gartenpool, was eher mißfiel. Aber das Ensemble hatte sich auf Einladung

der Botschaft in Antananarivo eingefunden, dort eine Konzertreihe gegeben und Beemelmans junior musizierte mit.

Antananarivo, kurz Tana, ist ein Scheusal. Die Stadt atmet schwer unter einer giftigen Wolke, in der sich die Schwaden von Autoabgasen, Kloaken und qualmenden Müllhaufen vereinigen. Täglich bleiben entkräftete Menschen auf der Straße liegen, wo sie in der Hitze verenden. Während ich im Taxi sitze, kriecht ein Mensch zwischen den Autos heran und streckt seine Hand zum Fenster hinauf. Sein starker Oberkörper endet in zwei verkrüppelten Beinchen – Kinderlähmung sei in Madagaskar ein Problem, sagt der Fahrer. Auf dem Gehsteig hockt eine Frau mit ihrem Säugling, neben ihr ein Karren mit den blutigen Resten eines Zeburindes, dahinter ein Haufen glühender Holzkohle, unweit davon ein Berg von Abfällen, in denen ein Greis nach Eßbarem stochert, und schließlich die Autokolonnen, die alles in ihren Dunst hüllen. Der Säugling kämpft bereits ums Überleben – fast jedes fünfte Kind in Madagaskar wird nicht älter als fünf.

Nach einem Marsch durch Tana flüchten reiche Ausländer in die Oasen der Stadt, etwa «Le Restaurant». Das ist ein Prachtbau aus rotem Backstein und edlem Tropenholz, und in der Bar dieses Ladens scheint niemand wahrhaben zu wollen, daß die Zeiten der Kolonialherrschaft vorbei sind. Dort sitze ich, trinke madagassischen Rotwein und beobachte eine Gruppe chinesischer Geschäftsleute. Die Eigentümerin ist eine wüste Person aus Paris. „Ich habe mein Leben komplett geändert, habe hier geheiratet und das Restaurant gegründet“, erzählt sie. Ich trinke aus und genieße noch einen Moment den perversen Reiz, der Schicht der Superreichen anzugehören.

Manchmal ist Tana schön. Die Stadt gleicht einem Jahrmarkt, der freitags zum wohl größten Straßenmarkt der Welt anschwillt. Es ist die Versammlung aller Gerätschaften dieser Erde. Zahnbürste, Autoradio, Badehose, Taschenrechner, Zahnrad, Mistgabel, Quarzuhr, Motoröl, Büstenhalter – es gibt alles, der Preis ist Verhandlungssache. Die Händler strömen im Morgengrauen in die Stadt und postieren sich auf der Avenue de l'Indépendance, der einstigen Prachtstraße. Sie wachen den ganzen Tag über ihre Stände, deren weiße Schirme vor der Sonne schützen. Wenn sich die Sonne senkt, schillern die Schirme und die Dächer der Hütten am Stadthang in leuchtenden Farben. Dann ist Tana friedlich, funkelt wie ein Edelstein und erinnert an eine versunkene Zeit. Dann möchte man bleiben und läßt sich ein.

Abgedrftet

Neun Millionen Menschen leben in extremer Armut

Madagaskar liegt „am Ende der Welt“, wie der madagassische Schriftsteller Flavian Ranaivo schreibt, und am unteren Ende der Rangliste, welche die Weltbank alljährlich aufstellt. Nachdem die französischen Kolonialherren die Insel geplündert und die Rohstoffausbeutung für die Zukunft gesichert

hatten, entließen sie Madagaskar 1960 in die Unabhängigkeit – und ins Elend. Die Geschichte der jungen Republik ist die Geschichte vom steten Niedergang. Lag das Pro-Kopf-Einkommen Anfang der 60er Jahre noch bei 430 Dollar, so beträgt es heute nicht einmal mehr die Hälfte. Die Wirtschaftsleistung schrumpfte von 1985 bis 1994 um 1,7 Prozent („negatives reales Wirtschaftswachstum“ nennen das Ökonomen), und die Inflationsrate erreichte 1994 den Spitzenwert von 41,6 Prozent. Zwischen Anfang 1995 und Anfang 1996 waren drei Kennmarken der Volkswirtschaft vollständig aus dem Takt: Das jährliche Bevölkerungswachstum (rund drei Prozent) war doppelt so hoch wie das Wirtschaftswachstum (1,5 Prozent), das wiederum halb so hoch war wie die monatliche Inflationsrate (rund drei Prozent).

Zahlen – ohnehin trügerisch und in Madagaskar erst recht. Die vielen Selbstversorger des Landes tauchen in keiner Statistik auf, der US-Dollar-Betrag sagt wenig über die tatsächliche Kaufkraft des madagassischen Franc (Franc malgache) aus und im Reich der Ziffern beginnt der Streit der Kulturen: Bei einigen Volksgruppen im Süden Madagaskars gilt das Zählen bis heute als *fady*, also tabu. Wenn die Vertreter von UNO, Weltbank und Internationalem Währungsfonds (IWF) Madagaskar ihr Zahlenkorsett anlegen, peilen die nationalen Statistikämter über den Daumen. Das Pro-Kopf-Einkommen, beliebter Indikator für den Entwicklungsstand eines Landes, basiert auf groben Schätzungen, verschleiert mit seinem Durchschnittswert die enorme Kluft zwischen arm und reich und reduziert ein Land wie Madagaskar auf eine Ziffer hoffnungsloser ökonomischer Unterlegenheit. Die Statistiken von UNO, Weltbank und Währungsfonds haben denn auch eines gemeinsam: Sie stimmen nicht, ihre Zahlen weichen allesamt voneinander ab.

Aber die Richtung stimmt. Natürlich klingt es plausibel, wenn die Weltbank ihre Statistiken wie folgt übersetzt: Neun Millionen Menschen in Madagaskar, das sind 70 Prozent der Gesamtbevölkerung, leben in äußerster Armut. Sie sind so arm, daß sie sich vielfach noch nicht einmal eine Mindestration an Nahrungsmitteln verschaffen können, noch nicht einmal 2100 Kalorien am Tag, von der Weltbank als Hungergrenze definiert. Das müßte nicht so sein – zumindest besagen das sämtliche Studien internationaler Experten, die auf die enormen Ressourcen und Potentiale Madagaskars und die Erfolge der fernöstlichen kleinen Tiger verweisen. Die Schuldigen machen sie dort aus, wo jahrelang die Abkommen mit Weltbank und Währungsfonds verschleppt wurden: in der politischen Führung des Landes.

Im Vorhof zur Hölle

„Wir haben das Gitter wieder hochgelassen“

Auf dem Weg von meiner Pension zur Hauptstraße plötzlich Geschrei: Ein Mann bricht unter der Last seines Bündels zusammen, eine Frau läuft krei-

schend davon. Der Mann liegt auf dem staubigen Pflaster, röchelt und zuckt wie besessen. Er blutet am Kopf, die Augen sind rot und verdreht, er winkselt, scheint dem Tode nahe. Ich laufe zum Nachbarn und frage nach einem Arzt. Achselzucken. Eine Frau füllt eine alte Konservendose mit Wasser, traut sich aber nicht heran. Ein Auto fährt ganz dicht an dem Mann vorbei, der sich immer noch auf dem Boden wälzt. Inzwischen haben sich einige versammelt und schauen zu, fasziniert bis angeekelt. Ich bitte einen Jungen, mich zum nächsten Arzt zu bringen. Tatsächlich gibt es einen in der Nähe und der meint, der Mann müsse ins Krankenhaus gebracht werden. Ach. Und er kann nichts tun? Nein, nein, ins Krankenhaus. Wir kaufen Wasser und gehen zurück. Inzwischen sitzt der Mann am Straßenrand, mit starrem Blick, blutig, in schwarzen, schmierigen Lumpen. Wir geben ihm Wasser. Der Junge redet mit ihm ein paar Worte auf Madagassisch. „Das ist normal“, erklärt er mir dann. „Der ist nicht krank, der hat nur länger nichts mehr gegessen.“ Wir gehen zur nächsten Bude, dort gibt es Baguette und irgendein paniertes Zeug als Aufstrich. Der Junge handelt mit dem greisen, halbblinden Ladenbesitzer: Schließlich kostet es 2500 Franc malgache, also eine Mark. Wir gehen zurück zu dem Mann, geben ihm das Brot und überlassen ihn sich selbst.

Leben ist nichts wert, und wenn es den Vorhof zur Hölle gibt, dann vielleicht diese Stadt nach Sonnenuntergang. Seitdem die Avenue de l'Indépendance, die Hauptgeschäftsstraße, ihren Namen erhielt, ist sie dem Verfall preisgegeben. Statt Laternen Lagerfeuer, statt Blumenkübeln Müllhaufen, statt Springbrunnen Urinlachen, statt Menschen arme Teufel. An den Straßenecken warten Huren, deren Dienste 3000 Franc malgache kosten. In Lumpen gehüllte Krüppel liegen halbtot im Rinnstein oder kriechen mit letzter Kraft unter die Arkaden der im Dreck versinkenden Kolonialbauten. Kinder, von Krätze befallen, scharen sich um ein Feuer, das in einem Berg aus Abfällen kokelt. Dort kramen sie und finden bisweilen noch etwas, das sie gegen den Hunger in sich hineinstopfen. Am alten Bahnhof blinkt eine Leuchtreklame, die einzige, denn wer sollte umworben werden. Sie wirft ein schummriges Licht auf die letzten Händler, die ihre schweren Karren fortzerren, turmhoch beladen mit dem Kram, der wieder keine Käufer fand.

„Das Elend ist derart extrem, daß man sich oft fragt, wie Menschen das überhaupt aushalten können“, sagt der Universitätsdozent Honoré Razafintsalama. „Die Leidensfähigkeit der Madagassen ist enorm, wie apathisch nehmen sie alles hin. Vielleicht ist das der asiatische Einfluß in der Bevölkerung. Aber irgendwann ist ein Punkt erreicht, an dem sich der Zorn explosionsartig entlädt. Dann wird es gefährlich, dann sind sie zu den schlimmsten Exzessen fähig.“

Gefährlich für Taschendiebe. Wird ein Übeltäter ausgemacht, so finden sich blitzschnell selbsternannte Ordnungshüter, die ihn packen und niederknüppeln. Dann eilen zahlreiche Handlanger herbei, die auch mal zuschlagen wollen. Schnell ist das Opfer so weit erledigt, daß es exekutiert werden kann. Die übliche Methode: mit Benzin übergießen und in Brand stecken.

„Es geht hier schrecklich zu“, erzählt die Besitzerin eines Ladens auf der Avenue de l'Indépendance. Einmal hatte sich ein Dieb in ihren Laden geflüchtet, woraufhin sie das Fenstergitter heruntergelassen hatten. Eine wütende Meute zerrte jedoch am Gitter, verlangte die Herausgabe des Diebes und drohte damit, den Laden in Brand zu stecken. „Wir haben mit ihnen verhandelt, vergeblich. Dann haben wir die Polizei gerufen, die kam nicht. Was sollten wir tun? Der oder wir. Wir haben das Gitter wieder hochgelassen.“

Lynchjustiz oder gar keine Justiz. „Das hat in den vergangenen fünf Jahren extrem zugenommen, heute sind derartige Exzesse fast an der Tagesordnung“, sagt Razafintsalama. Präsident Albert Zafy sei Schuld. Der habe alle Möglichkeiten gehabt, es aber versäumt, ein funktionierendes und unabhängiges Justizwesen zu schaffen.

Wahl zwischen einem Blinden und einem Dummen

Ein Ex-Diktator und ein Ex-Präsident suchen erneut die Gunst des Volkes

Die meisten Madagassen haben die Hoffnung verloren, eine politische Führung zu bekommen, welche die Potentiale des Landes zum Wohle der meisten und nicht zum Wohle der Vettern nutzt. „Jedes Mal denken wir: Das ist das Ende, tiefer kann man nicht mehr sinken“, sagt Benjamina Emadison. „Aber dann kommt wieder eine politische Führung, die uns zeigt, daß es doch noch tiefer geht.“ Emadison gehört zur gebildeten und äußerst dünnen Mittelschicht Tanas. Sein nicht gerade leichtes Informatikstudium in Kiew erwies sich 1989 bei seiner Rückkehr nach Madagaskar als wertlos; heute schlägt er sich als Klavierlehrer und Chauffeur durch. Und wenn Emadison an das Ergebnis der Präsidentschaftswahl vom 3. November 1996 denkt, wird er zornrot: „Das ist absurd, das ist furchtbar. Jetzt haben wir die Wahl zwischen Pest und Cholera!“

Die Pest, das meint Ex-Präsident Didier Ratsiraka, die Cholera, das meint Ex-Präsident Albert Zafy, oder umgekehrt. Sie gingen als Sieger aus der Wahl hervor und qualifizierten sich für die Stichwahl. Das Absurde: Die Madagassen wählten eben jene Politiker, die sie unlängst erst mit quasi-demokratischen Mitteln abgesetzt hatten. Das Furchtbare: Es waren Ratsiraka und Zafy, die das Land in den vergangenen zwei Jahrzehnten in den Ruin führten. Unter den immerhin 15 Kandidaten, die sich zur Wahl gestellt hatten, war auch Norbert Ratsirahonana, zu jener Zeit Regierungschef und Interimspräsident. Wohl in übler Vorahnung mahnte er während des Wahlkampfes seine Landsleute: „Sie werden sich ja wohl nicht wie Hunde verhalten, die das fressen, was sie selber ausgekotzt haben!“ Es nutzte nichts, auch wenn „Hund“ die schlimmste Beleidigung für einen Madagassen ist.

Zafy gelang es in den drei Jahren an der Macht vor allem, in Tana und im Ausland in Verruf zu geraten. Erst im September 1996, zwei Monate vor der Wahl, wurde er vom Verfassungsgericht abgesetzt, nachdem ihm zuvor die

überwältigende Mehrheit der 138 Abgeordneten der Nationalversammlung Unfähigkeit und Verfassungsbruch bescheinigt hatten. Zafy sabotierte die Einrichtung eines Senats, verschleppte zahlreiche Gesetzesvorhaben und errichtete – mit dem zweifelhaften Segen eines Referendums – ein Quasi-Präsidialsystem, das ihn ermächtigte, den Regierungschef zu ernennen. Heillos mit seinem Amt überfordert, suchte er die Schuldigen für Mißstände in seinem Kabinett: Binnen drei Jahren ließ er fünfmal die Regierung umbilden und zweimal den Regierungschef austauschen.

Im Ausland verspielte Zafy die Sympathien, indem er die Verhandlungen mit Weltbank und Währungsfonds blockierte und statt dessen dubiosen Parallelfinauzierungen über Banken in Liechtenstein den Vorzug gab, einmal mehr zum Wohle der Vettern und zum Nachteil der meisten. Zudem betrieb er bei seinen zahlreichen Reisen durchs Land eine Ausländerhetze, die ihm vielleicht einige Stimmen, aber international Geringschätzung eintrug. Vor seinem Amtsantritt erklärte er allen Ernstes, das Ausland beliefe Madagaskar mit aidsverseuchter Schokolade. Zafy ist gelernter Arzt.

Nach der Entmachtung des Arztes – verfassungskonform, friedlich und einmalig in der Geschichte Madagaskars – witterte der Fregattenkapitän und sozialistische Ex-Diktator Ratsiraka seine Chance und kehrte Ende September nach einigen Jahren im Pariser Exil nach Madagaskar zurück. Mehrere zehntausend Menschen, zumeist von Wahlkampfstrategen mit einem Zuckerbrot herbeigelockt, empfingen ihn jubelnd am Flughafen von Tana, rund 80000 Menschen feierten ihn einige Wochen später bei einer Rede im Rugbystadion der Stadt. Aber es waren Hunderttausende gewesen, die 1991 in einen monatelangen Generalstreik traten und den Rücktritt des Diktators forderten. Als am 10. August jenes Jahres die Demonstranten vor den Palast des Präsidenten zogen, schoß dessen Garde in die Menge und richtete ein Blutbad an, mindestens 50 Menschen wurden getötet. Im Wahlkampf behauptete Ratsiraka dreist, die Ereignisse vom 10. August gingen ihn nichts an, er habe mit diesen Vorfällen nichts zu tun. Tatsächlich beweisen Tonbänder mit der Stimme Ratsirakas, daß er seinen Gardisten befahl, vom Hubschrauber aus auf die Demonstranten zu schießen. Die Ereignisse vom 10. August und der von der Opposition organisierte monatelange Generalstreik leiteten die Entmachtung Ratsirakas ein. Der rote Admiral hatte Madagaskar 16 Jahre lang beherrscht und in einen sozialistischen Polizeistaat verwandelt. Stützpfeiler seiner Macht war die berüchtigte Geheimpolizei, die DGID (Direction Générale d'investigation et de documentation), deren Schergen von Stasispezialisten ausgebildet und unter anderem in der „méthode KGB“, der effizienten Folterung, unterwiesen wurden. Ihre Hauptaufgabe: Ausschaltung politischer Gegner.

Unter dem roten Admiral war der Reis billiger

Ausgeschaltet wurde auch Richard Andriamaholison, der unter Ratsiraka 13 Jahre im Gefängnis zubrachte. Im Februar 1975 war er vom neuen Präsi-

dentem Richard Ratsimandrava ins Kabinett berufen worden, der aber nur knapp eine Woche amtierte. Ratsimandrava wurde ermordet, Ratsiraka profitierte und ergriff nur wenig später die Macht. Andriamaholison ging in die Opposition. Am 12. Oktober 1977 wurde er unter einem Vorwand ins Verteidigungsministerium gelockt und verhaftet.

„Für Ratsiraka war ich der Rivale Nummer eins“, sagt Andriamaholison heute. Der Mann, etwa Ende 50, spricht laut und gehetzt, als ginge es immer noch um sein Leben. Plötzlich zückt er eine Pistole aus seinem Hosensack und fuchtelt mit ihr herum, als wollte er jeden Moment losballern. Dann knallt er die Pistole auf den Tisch, legt Jackett und Hemd ab und zeigt seinen Rücken: Spuren der Folterung. „Aber viel schlimmer als die physische Folter sind die seelischen Qualen, die wir auszuhalten hatten. Von 1977 bis 1983 lebten meine Familie und ich in totaler Ungewißheit. Erst dann gab es einen Prozeß und ein Urteil: lebenslänglich wegen Verschwörung.“ Auf Intervention Francois Mitterrands kommt Andriamaholison sieben Jahre später, im Juni 1990, frei und wird ins Pariser Exil abgeschoben.

Albert Zafy, damals noch Hoffnungsträger, sucht ihn dort im Frühjahr 1993 auf und drängt ihn zur Rückkehr nach Madagaskar. „Ich bin zurückgekehrt, um etwas zu tun. Das ist mein Land, und dieses Land steckt in der Scheiße“, sagt Andriamaholison. Seitdem tut er etwas als Abgeordneter der Nationalversammlung, der sich zu keiner Partei bekennt. Und wenn nun wieder Ratsiraka an die Macht gelangt? „Ich habe keine Angst“, sagt er und steckt seine Pistole in den Hosensack. „Man hat schon mehrfach versucht, mich umzubringen.“

Andriamaholison ist Angehöriger der Merina-Volksgruppe, stammt also aus dem Hochland Madagaskars, Ratsiraka ist „Cotier“ und kommt somit aus der Küstenregion. Ihre Feindschaft ist beispielhaft für einen Konflikt, dessen Folgen Madagaskar heute noch zu schaffen machen: Es ist die Feindschaft zwischen Hochplateau und Küste, zwischen Madagassen asiatischen und afrikanischen Ursprungs. Die Bevölkerung Madagaskars ist im wesentlichen in diese beiden Lager gespalten, und eine nationale Einigung, ein versöhnender madagassischer Patriotismus scheinen vorerst undenkbar. Als hätte das Land nicht genügend andere Probleme.

Da sind zunächst die Wunden, die der Kolonialismus geschlagen hat. Um die Schätze Madagaskars zu plündern, schufen die Franzosen eine extrem verwundbare Wirtschaftsstruktur, gespalten in bäuerliche Subsistenzwirtschaft und Export-Enklaven und nicht dazu gedacht, Madagaskar jemals auf eigenen Füßen stehen zu lassen. Politiker wie Ratsiraka plünderten weiter. Vanille, Kaffee, Saphire, Diamanten, Gold, Palisander, Krabben, Zucker, Sisal, Ylang-Ylang – das Verschachern dieser Kostbarkeiten sättigte lediglich die Devisengier der Herrscherclique. Derweil verelendete die Bevölkerung, da immer weniger für den eigenen Bedarf angebaut wurde. Durch die Kontrolle des Reispreises etwa hielt Ratsiraka die Städter eine Weile bei Laune, schröpfte aber die Bauern, die sich nicht ermutigt sahen, mehr und effizienter zu produzieren. Insgesamt war die Wirtschaftspolitik des Diktators noch weit erfolgloser als die seiner

Vorbilder im Ostblock. Von 1971 bis 1991 sank das Pro-Kopf-Einkommen der Madagassen um 40 Prozent.

In Tana war von der „Wahl zwischen Pest und Cholera“, aber auch „zwischen einem Blinden und einem Dummen“ die Rede. Ganz gleich wie die Stichwahl ausging – Madagaskar würde erneut eine politische Führung erhalten, die das Land in den Ruin und dahin führte, wo es heute steht: kurz vor dem Abgrund. Die Wählerschaft bei der Stichwahl am 29. Dezember war denn auch so unentschieden und unbeteiligt wie nie zuvor in der Geschichte der jungen Republik – nur knapp die Hälfte der Wahlberechtigten gab ihre Stimme ab. Der Dumme hat verloren. Rastiraka siegte mit einer hauchdünnen Mehrheit von einigen zehntausend Stimmen, 50,71 Prozent, wie das Verfassungsgericht schließlich bestätigte.

Nun tritt er wieder an, und die Bilder von der Wahl bewiesen, was schon lange als Gerücht kursierte: Der 62jährige Ratsiraka ist annähernd blind. Ein Helfer mußte seine Hand führen, als er seinen Stimmzettel in die Urne steckte. „Vertrauen Sie blind Ihren Mitarbeitern?“ fragte die neoliberale Zeitung „L’Express“ (die später allerdings für ihn Kampagne machte) in einem Kommentar vom November. „Hören Sie auf, Admiral (...) Sie haben bereits 1991 hochmütig unter Beweis gestellt, daß Ihnen das rechte Augenmaß fehlt.“

Aber laut UNO kann mehr als die Hälfte der Erwachsenen in Madagaskar nicht lesen, also auch nicht einen solchen Kommentar. Tendenz steigend, denn Madagaskar ist laut Weltbank eines der wenigen Länder der Erde, in denen der Bildungsstand der Kinder in naher Zukunft niedriger als der ihrer Eltern sein wird. „Die Leute sind derart ungebildet, daß sie ihre Kreuze einfach nur hinter die Namen gemacht haben, die sie kennen“, sagt der Klavierlehrer Emadisson. „Welches Programm sich dahinter verbirgt, wissen sie schon nicht mehr.“ Aber eines wußten sie sicher: Unter Ratsiraka war der Reis billiger. Was die Madagassen nun erwartet – abgesehen von Ratsirakas Bekenntnis zu einer „humanistischen und ökologischen Republik“ –, erklärte der Admiral freimütig in einem Interview mit Radio France International: „Die Madagassen sind absolut nicht reif für die Demokratie.“

Tod eines Entwicklungshelfers

„Auftraggeber für den Mord war vermutlich ein Schweizer Konkurrent“

Am Morgen des 17. Juli 1996 machten Bewohner von Ambatonakanga, einem Viertel im Zentrum Tanas, eine grausige Entdeckung: Auf der Rückbank eines blauen Toyota-Jeeps, der am Straßenrand parkte, lag die blutüberströmte Leiche eines Mannes. Es war der Leichnam des Schweizer Entwicklungshelfers Walter Arnold. Seine Mörder hatten ihn an Händen und Füßen gefesselt, gewürgt und ihm schließlich den Schädel eingeschlagen. Der Mordfall hielt wochenlang die westlichen Diplomaten in Atem.

Die Schweiz stoppte einen Teil ihrer Entwicklungshilfe und forderte die Aufklärung des Verbrechens. Viele sahen sich in ihrer Überzeugung bestätigt: Tana ist gefährlich, ein ausländischer Experte nicht unbedingt willkommen.

Arnold war Chef der Schweizer Straßenbauprojekte. Unter seiner Leitung wurde die für die Hauptstadt lebenswichtige Nationalstraße 2 gebaut, die Tana mit der Hafenstadt Tamatave an der Ostküste verbindet. Das nächste Projekt des 51jährigen war die Nationalstraße 44, die den Weg von Moramanga nach Ambatondrazaka geebnet hätte, etwa 200 Kilometer nord-östlich von Tana gelegen. Nach dem Mord wurde das sieben Millionen Schweizer Franken teure Projekt eingefroren, und die Schweizer Botschaft erklärte Ende November, bis auf weiteres werde es dabei bleiben.

Warum Walter Arnold ermordet wurde, blieb bis zum Jahresende ein Rätsel, und kaum jemand rechnete damit, daß der Fall jemals aufgeklärt werden würde. Arnold galt als unauffällig, aber streng in der Durchsetzung seiner Vorhaben. Kurz vor seiner Ermordung war er noch einmal gesehen worden: Im Restaurant des zwielichtigen deutschen Geschäftsmannes und Millionärs Fünfschilling. Der Deutsche geriet in Verdacht, und seine madagassische Frau sowie deren Anhang nutzten den Vorfall, um ihn bei der Polizei mit dem Ziel anzuschwärzen, bei Gelegenheit sein Vermögen einzustreichen. Fünfschilling flüchtete sich eine Zeitlang ins Hilton-Hotel von Tana, dem einzig für ihn noch sicheren Ort. „Fünfschilling war es nicht, aber er ist der Schlüssel zur Aufklärung des Mordes“, hieß es in Kreisen, die Arnold gut kannten. „Der Auftraggeber für den Mord war vermutlich ein Schweizer Konkurrent.“ Auch die madagassische Presse spekulierte über eine Affäre unter „Vazahas“, unter Weißen. Von seiten der Schweizer Entwicklungshilfe war freilich eine andere Version zu hören: Arnold sei über korrupte Machenschaften informiert und daher unbequem gewesen, hinter seiner Ermordung stecke die madagassische Seite.

Korruption auf madagassischer Seite – es gab keinen Präsidentschaftskandidaten, der ihr nicht den Kampf angesagt hätte. Entwicklungsexperten zählen Madagaskar zu den Beutestaaten. Die Schwäche eines solchen Staates provoziert Korruption, die seine ohnehin fragwürdige Legitimität weiter unterhöhlt. „Risoriso“ heißt es auf madagassisch, „Schmiergeld“ für die Scharniere der Kleptokratie. Der kleine Beamte sichert sich auf diese Weise, was ihm sein Arbeitgeber vorenthält: das Nötigste zum Leben. Der hochrangige Funktionär sichert sich durch die Vergabe von Staatsaufträgen und Lizenzen, was seinen Landsleuten vorenthalten bleibt: ein Leben im Wohlstand. Der berühmte Bericht, den die Südkommission unter Federführung von Tansanias Ex-Präsident Julius Nyerere 1990 vorlegte, bescheinigt den Führungsriegen in den Ländern Afrikas und des Indischen Ozeans erlesene Infamie: Ja, auch in asiatischen Entwicklungsländern würden Bauaufträge an die Kinder von Präsidenten vergeben. Aber während dort die Straße dann tatsächlich auch gebaut werde, bleibe es in Afrika beim Auftrag und das Geld verschwunden.

1995 flossen rund 298,5 Millionen Dollar ausländische Finanzhilfen nach Madagaskar, unter den Gebern allen voran Frankreich, gefolgt von der Weltbank, Japan, dem Europäischen Entwicklungsfonds und den USA. Milliardenbeträge stecken in der Pipeline und könnten auch fließen, wenn sich Madagaskar den Auflagen von Weltbank und Währungsfonds beugt. Nahezu alle gewichtigen Organisationen, die sich der Hilfe für Entwicklungsländer verschrieben haben, stehen bereit und im Telefonbuch von Madagaskar (in etwa so dick wie das von Heidelberg): BIT, FAO, FED, FES, FMI, FNUAP, GTZ, OIT, OMS, ONUDI, ORSTOM, PNUD, UNESCO, UNICEF, USAID – USW. Sie konkurrieren um die Gunst lokaler Projektpartner, die sich bisweilen einen Sport daraus machen, die Geber gegeneinander auszuspielen, und deren Know-How oft genug nicht ausreicht, um die vorhandenen Mittel zu absorbieren. „Die müssen ja nur ihren Arsch hinhalten“, sagt ein deutscher Entwicklungshelfer. „Wir kommen vorbei und stecken ihnen das Geld hinein.“

Mehrere tausend ausländische Entwicklungshelfer sind seit Jahrzehnten mit Projekten beschäftigt, die Madagaskar voranbringen sollen. Mißt man ihren Erfolg an dem, was 1995 auf dem Weltsozialgipfel in Kopenhagen als „ethischer, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Imperativ“ bezeichnet wurde, nämlich die Ausrottung der Armut, so fällt die Bilanz von mehr als drei Jahrzehnten Entwicklungshilfe düster aus: Die Armut und Not der meisten Menschen in Madagaskar hat sich in dieser Zeit dramatisch verschärft.

Finanzpolizisten vollstrecken die Interessenpolitik des Westens

Madagaskars Auslandsschulden beliefen sich 1995 laut UNO auf 4,4 Milliarden US-Dollar; der Schuldendienst wurde mit rund 60 Prozent der Exporterlöse veranschlagt. Ein Land, das derart tief in der Schuldenfalle steckt, gerät in die Fänge der internationalen Finanzpolizisten: Weltbank und IWF, die Zwillinge von Bretton Woods, die im Dienste der westlichen Industrienationen die Geschicke der Weltwirtschaft beeinflussen. Der mächtige IWF faßt seine Beschlüsse im Exekutivdirektorium nach eigener Sprachregelung „einvernehmlich“, wobei die Stimmenanteile freilich so bemessen sind, daß etwa der deutsche Exekutivdirektor die beiden afrikanischen Direktoren überstimmen kann. Einvernehmlich also beschloß das IWF-Direktorium am 27. November 1996, daß die Zeit reif sei, das Strukturanpassungsprogramm für Madagaskar zu starten. Grünes Licht also für eine Umschuldungsaktion mit ersten Kreditraten, nachdem sich Madagaskar in einer Absichtserklärung den IWF-Auflagen zur Strukturanpassung unterworfen hat: Liberalisierung und Privatisierung der Wirtschaft, Kürzung der Staatsausgaben, Verbesserung des Systems zur Steuereintreibung, freies Floating der Währung – die Roßkur also, die in vielen Fällen schlimmer ist als die Krankheit. Madagaskar war fünf Jahre

lang, seit 1991, eines der wenigen Länder der Welt, das sich gegen ein Abkommen mit den „kapitalistischen Weltdiktatoren“, wie sie Fidel Castro nennt, sträubte. Inzwischen gibt es kaum noch einen führenden Politiker des Landes, der eine vernünftige Alternative sähe.

Und vielleicht geht es nicht anders, denn Hilfsgelder werden zur Beute der Kleptokratie, Helfer werden zu Opfern von Killern, und alle Hilfe lindert nicht die Not. Wenn es nach Lord Bauer ginge, einem der Wortführer der entwicklungspolitischen Debatte, würden wir „unseren Geldbeutel für die Dritte Welt verschließen“. Staatliche Entwicklungshilfe nähre ja doch nur aufgeblähte Staatsapparate, sichere diktatorischen Herrschaftsquellen den Machterhalt und sei ein Schmiermittel der Korruption. Manche gehen soweit zu sagen, Entwicklungshilfe habe in den vergangenen drei Jahrzehnten mehr Schaden angerichtet als die hundertjährige Herrschaft der Kolonialmächte.

Lord Bauer fände vielleicht Gehör, wäre Entwicklungspolitik nicht Interessenpolitik und zu einem Gutteil staatlich subventionierte Exportförderung. „Entwicklungshilfe ist, wenn man andere Länder in die Lage versetzt, bei uns zu kaufen“, definierte der weltreisende Ruhrpottkumpel Tegtmeier. Und wenn die Geschäfte nichts abwerfen, bleibt immer noch das Diktat präventiver Sicherheitspolitik. Afrika – der Krisenkontinent, die tickende Zeitbombe, die durch Entwicklungsmittel entschärft werden muß.

Die Insel Madagaskar wird freilich nicht als gefährlich eingestuft. Und was die Wirtschaft angeht, so hat etwa der Exportgroßmeister Deutschland nur geringe Interessen. Ganz anders die exportschwächere ehemalige Kolonialmacht Frankreich. Paris beschwört die „frankophone Völkerfamilie“, und hinter diesem eigenartigen Familiensinn verbirgt sich der Versuch Frankreichs, einen Rest seiner Großmachtrolle zu wahren. Die Entwicklungsgelder fließen zur Festigung der Familienbande mit den früheren Kolonien. „Frankophonie“ nennen das die Franzosen, „Frankophobie“, „Kulturimperialismus“ und „Neokolonialismus“ nennen das madagassische Intellektuelle und finden es „unerträglich, wie die die Trikolore raushängen lassen“. Die französische Sprache ist nach wie vor ein Herrschaftsinstrument und für viele Madagassen Ausdrucksform einer ungeliebten Fremdmacht. „Wir sind im Kopf gespalten, sozusagen schizophren“, sagt der Sprachwissenschaftler M. Rajhanson, der seit Jahren für die Friedrich-Ebert-Stiftung in Tana tätig ist. „Wir beherrschen weder die madagassische noch die französische Sprache perfekt. Ein Dilemma – wie sollen wir da zu einer nationalen Identität finden?“

Palast in Flammen

Brandstifter zerstören die bedeutendsten Bauten des Landes

Mehrere tausend Menschen eilten in der Nacht des 6. November 1995 hinauf zum Königshügel, der sich hoch über die Dächer Tanas erhebt. Dort

angelangt wurde es zur Gewißheit: Der Palast der Königin, das nationale Heiligtum Madagaskars, stand in Flammen. Fassungslos sahen die Einwohner der Hauptstadt, wie die Flammen das Kostbarste vernichteten, was die Kultur ihres Landes hervorgebracht hat. Die Palastgebäude, fast alle aus Tropenholz, wurden ein leichtes Opfer der Flammen. Niemand griff ein. Es fehlte an Löschfahrzeugen, die den steilen Weg zum Palast hinauf geschafft hätten, es fehlte an Maschinen, die stark genug gewesen wären, Wasser hochzupumpen. „Es war unheimlich und erschütternd“, sagt Aina Ramboatiana, die den Brand hautnah miterlebte. „Der Mond hatte sich blutrot verfärbt, und wir sagten uns, das ist der Zorn der Ahnen. Fast alle haben geheult. Am nächsten Tag lag eine Spannung über der Stadt, als würde jeden Moment die Revolte losgehen. Die Politiker versuchten, die Gemüter zu beruhigen. Zafy, die Vogelscheuche, ließ sich wieder einmal nicht blicken. Wir haben resigniert und hatten das Gefühl, Madagaskar geht unter.“

Es war der Untergang der historisch und architektonisch wertvollsten Bauten des Landes, des Rova, wie der Palastkomplex genannt wird. Eine Woche lang dauerte es, bis die letzten Flammen erloschen. Sie hatten nicht nur den Palast der Königin, sondern auch den Silberpalast, die Mausoleen und einen Großteil der Schätze der Merina-Herrscher vernichtet, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts von Antananarivo aus Eroberungsfeldzüge führten und nach und nach die Küstenregionen unterwarfen. Allein der viertürmige Mauerring um den Palast der Königin sowie die Außenmauern der Kapelle widerstanden dem Feuer. Der Rova ist heute eine Ruine.

„Das bauen wir wieder auf, ich bin da zuversichtlich“, sagt Roger Andriamamonjjarison, der Leiter der nationalen Behörde für den Wiederaufbau des Rova. Dabei stapft er über das verwüstete Gelände und entwickelt seine eigene Brandtheorie: „ein krimineller Akt“. Diebe hätten über einen längeren Zeitraum die Schätze des Palastes geplündert und schließlich alles in Brand gesteckt, um Spuren zu verwischen. Nun ja. Daß es Brandstiftung war, bezweifelt in Tana niemand. Vielleicht waren es Cotiers, die der Zentralgewalt in Tana und dem Hochmut der Merina-Hauptstädter einen Denkkettel verpassen wollten. Oder es sollte an den Aufstand gegen die französische Armee erinnert werden, der sich hundert Jahre zuvor im November 1895 formierte. Französische Soldaten hatten im September die Hauptstadt eingenommen, ein Jahr später ganz Madagaskar unterworfen und die Trikolore über dem Rova gehißt. Auch die Vazahas wurden verdächtigt und dabei nebulöse Motive genannt.

Aber ganz gleich, wer als Täter in Frage kam – es war die Entfachung eines Feuers, der für Madagaskar typische, stumme und selbstzerstörerische politische Protest. Das Feuer hat anarchische Kraft und verleiht den Ohnmächtigen die Illusion von Macht. Es zerstört mit einem Schlag irdischen Besitz und die daran geknüpften Machtverhältnisse.

In den Wochen nach dem Brand wurden Dutzende sogenannte Verdächtige festgenommen, das gebot die öffentliche Empörung. „Drei Rova-Wächter sind heute noch in Haft“, sagt Andriamamonjjarison und

runzelt die Stirn, kaum von deren Schuld überzeugt. Einen Prozeß gab es nicht, statt dessen mühte man sich, die Aufklärung zu erschweren: Die Entsendung internationaler Spezialisten, welche die Brandursache klären sollten, wurde von madagassischer Seite verhindert. Es gab schon genügend internationale Experten im Land, und es käme einer Entweihung gleich, Fremde in den Trümmern des Nationalheiligtums wühlen zu lassen.

Andriamamonjirison zeigt auf die Bauarbeiter, die sich am Dach der Kapelle zu schaffen machen. Noch vor Ende 1996 werde die Kapelle wiederhergestellt sein, sagt er und nennt lieber keinen Zeitplan für die übrigen Arbeiten. Zweckoptimismus. Rund 22,5 Millionen Mark soll der Wiederaufbau kosten, 1,5 Million Mark hat er zusammen, 100 000 davon aus Deutschland.

Le responsable n'est pas là

„Ehrlich gesagt: Ich glaube nicht, daß das hier jemals wieder aufgebaut wird“, sagt Erika Rothgangel. Die Münchner Bildrestauratorin unternahm im November 1996 eine Bestandsaufnahme und erlitt einen Schock: Von den mehr als 150 Bildern, die sie Ende der 80er Jahre restauriert hatte, fand sie ganze 16 wieder, alles andere hatte der Brand vernichtet. Ihre Skepsis nährt sich aus den Erfahrungen mit madagassischer Bürokratie. „Die sitzen da und tun nichts, nichts, nichts. Egal, was man will, die Antwort ist immer die gleiche: ‘Le responsable n'est pas là.’ Es ist unerträglich, dabei gibt es soviel zu tun.“

Einige „Responsables“ wachen in der Nationalbibliothek von Tana über die traurigen Reste des Merina-Schatzes. Von den ursprünglich 6000 Sammlungsstücken sind noch etwa 2000 vorhanden, verstaubt, zersplittert, in Einzelteile zerlegt. Alles liegt genau so da, wie ein Jahr zuvor, als es vom brennenden Königshügel in die Bibliothek geschafft wurde. Zwei hüfthohe Silbervasen, reich verziert und rußverschmiert, daneben ein ebenso großes, eher scheußliches Gebilde, das Charles de Gaulle einmal überreichen ließ, in einer anderen Ecke zerbeulte Saxophone, Trompeten und Posaunen aus der Frühzeit der Blechblasmusik, die Trümmer des königlichen Ehebettes und dann – die Bilder der Könige, die historisch wertvollsten Gemälde Madagaskars. Irgendjemand hat alle 14 vor den Flammen gerettet.

Zunächst der Begründer der Merina-Herrschaft, Andrianampoinimerina, kämpferisch, den Speer zum Wurf bereit. Dann sein Sohn Radama I., anders als sein archaischer Vater in europäischer Parade-Uniform, die Programm bedeutete: 1817 verschaffte er sich mit Hilfe der Briten den Titel „König von Madagaskar“, führte europäisches Handwerk und erstmals eine madagassische Schriftsprache ein. Mit 36 Jahren starb er unter nie geklärten Umständen, von denen zumindest seine Hauptwitwe profitierte: Ranavalona I., in feuerrotem Gewand und mit herrischer Miene, bestieg 1828 den Thron und ging als „die Grausame“ in die Geschichte ein. Sechs Tage nach ihrer Machtergreifung ließ sie die engsten Verwandten ihres

Mannes umbringen, darunter den von ihm ausgewählten Thronfolger. Ranavalona I. verwies die Europäer des Landes, verbot das Christentum und ließ uneinsichtige Christen umbringen. Mehrere zehntausend Menschen fielen während ihrer 33jährigen Herrschaft dem tangena zum Opfer, einer Giftprobe und effizienten Methode zur Ausschaltung politischer Gegner. Der Haß zwischen Merinas und Cotiers wurde in dieser Zeit geschürt und grub sich auf lange Zeit ins kollektive Gedächtnis ein. Ranavalona verschärfte die Eroberungsfeldzüge gegen die Cotiers, ließ sie versklaven und für ihre ehrgeizigen Bauvorhaben bluten. 1839, beim Bau des Manjakamiadana, des Palastes der Königin, sollen mehrere tausend Sklaven umgekommen sein. Wochenlang waren sie allein damit beschäftigt, den 39 Meter hohen Mittelpfeiler des Palastes nach Tana und den Königshügel hinauf zu schleppen. Der Pfeiler ist abgebrannt ebenso wie die Mausoleen mit den Gräbern der Könige, deren kostbare Silbersärge seitdem nicht mehr gesehen wurden. Es blieben die Bilder, in gesplitterten Rahmen und von der Hitze angesengt. „Jetzt kann ich mit meiner Arbeit wieder von vorne anfangen“, sagt die Restauratorin aus München.

Eine Handvoll Menschen begab sich am 6. November 1996 hinauf zum Königshügel, um sich am Portal vor den Rova-Ruinen zu versammeln. Ein Bariton in voller Montur schmetterte eine bizarre Gedenk-Ode, und der Bürgermeister von Tana, Guy Willy Razanamasy, murmelte etwas von kulturellem Erbe. Schließlich zündete jeder der rund 50 Anwesenden eine Kerze an. Auch Aina Ramboatiana postierte eine Kerze an der Treppe zum Portal, wo sie binnen kurzem in der Hitze der Nachmittagssonne schmolz. Nach zehn Minuten war die nationale Gedenkfeier beendet. „Das war eine klägliche Zeremonie und kein Vergleich mit dem, was noch vor einem Jahr los war“, sagt Ramboatiana. „Die Leute haben ein kurzes Gedächtnis. Sie sind so sehr mit der Bewältigung ihres schwierigen Alltags beschäftigt. Da bleibt keine Zeit mehr, sentimental zu sein.“

Die doppelte Erblast

Der Kampf gegen die Brandrodung ist der Kampf Don Quijotes

Madagaskar brennt. In den Monaten vor der Regenzeit, die im November einsetzt, steigen in allen Landesteilen Rauchsäulen auf, und lodernde Brände fressen sich in die letzten Waldgebiete der Insel hinein. Wer in dieser Zeit von Tana an die Ostküste fährt, reist durch eine schwelende Mondlandschaft, die nicht ahnen läßt, daß dort einst Tausende von Tieren einen dichten Dschungel bevölkerten. Als vor weniger als 2000 Jahren erstmals Menschen die Insel betraten, war sie fast vollständig bewaldet. Die weltreisende Wiener Kaufmannsfrau Ida Pfeiffer fand Madagaskar 1856 noch von „unübersehbaren Waldungen“ und einer „überaus üppigen Vegetation“ bewachsen. Davon ist heute nur noch etwa ein Fünftel übrig und davon wiederum nur die Hälfte ursprünglicher Dschungel. Die inzwi-

schen leicht überschaubaren Waldungen schrumpfen dramatisch: Jahr für Jahr vernichten die Brände 200 000 weitere Hektar Wald.

Der Kampf gegen die Brandrodung ist wie der Kampf Don Quijotes. Die madagassischen Bauern müssen sich darum sorgen, wie sie den nächsten Tag überleben, und sinnen nicht darüber nach, wie sich nachhaltig wirtschaften ließe. Zunächst brennen sie den Wald nieder, um die verkohlten Scheite aufzulesen und als Holzkohle zu nutzen oder in Säcken am Straßenrand zum Verkauf aufzutürmen. Holzkohle ist für die meisten Haushalte in Madagaskar lebenswichtig und deckt rund 90 Prozent ihres Energiebedarfs. Darüberhinaus aber ist die tavy, die Brandrodung, derart tief in der madagassischen Kultur und Tradition verwurzelt, daß ein Umdenken derzeit kaum möglich scheint.

Zwei religiöse Grundhaltungen durchziehen die madagassische Kultur: die Verehrung der Ahnen und – eng damit verknüpft – der Kult um die Zeburinder, deren Besitz Ansehen und Macht bedeutet. Das Leben in einem madagassischen Dorf ist von zahlreichen fadys – Tabus, Geboten und Verboten – geprägt, die von den razana, den Ahnen, erlassen wurden. Sie bestimmen unverrückbar den Lebenskreislauf, und die Mißachtung eines fadys bringt großes Unheil. So gebietet es der Respekt gegenüber den Ahnen, an ihren überlieferten Anbaumethoden festzuhalten, auch wenn ein fady etwa vorschreibt, daß die Erde der Felder rings um das Dorf nicht mit einem Spaten oder einem anderen spitzen Gegenstand verletzt werden darf. Wer entgegen den elterlichen Worten handelt, der „tritt mit den Füßen den Einbaum zurück, mit dem er den Fluß überquert hat“ und belädt sich mit tsiny, mit Schuld, die „wie der Fußtritt eines Zebus“ wirken kann, nämlich tödlich. Um mit den Ahnen in Kontakt zu bleiben, sie gnädig zu stimmen und ihren Segen zu erlangen, werden ihre Gebeine alle paar Jahre aus den Gräbern gehoben, gesäubert und neu gebettet. Die famadihana, die aufwendigen und finanziell ruinösen Leichenwendfeiern in den Monaten von Juli bis Oktober, sind das wichtigste Familienfest und vor allem ein freudiger Anlaß. Dem Tod fehlt in Madagaskar der Schrecken, denn wer im Reich der Ahnen angelangt ist, hat es besser als auf Erden. Er hat einen Zustand der Allmacht und Unantastbarkeit erreicht, der den Lebenden, den firelomana, niemals zuteil wird. Viele Familien wohnen in Blechhütten, geben aber ein Vermögen für ein aufwendiges Steingrab aus. „Ein Haus wird nur für ein Leben gebaut, ein Grab aber für die Ewigkeit“, heißt es in einem Sprichwort. Diese Haltung zum Leben mag Stagnation, Armut und eine gewisse leidenschaftslose Selbstvergessenheit erklären, die aus europäischer Sicht den Alltag in einem madagassischen Dorf beherrschen. Sie erklärt aber auch die Weisheit dieser Menschen: Weder materieller Verlust noch der Tod können ihnen Angst einflößen.

Nun tragen die madagassischen Bauern an einer doppelten Erblast: Die asiatischen Ahnen vererbten die Technik der Brandrodung für den Reisanbau, die afrikanischen Ahnen vererbten dieselbe Technik für die Hege der Zeburinder, die auf den niedergebrannten Flächen nachwachsendes frisches Gras finden. Vor allem bei den Volksgruppen im Süden

Madagaskars, bei den Mahafaly, den Antandroy und den Antanosy, genießen die Zeburinder einen Status, der den „heiligen Kühen“ Indiens gleichkommt. Es sind Opfertiere, die bei wichtigen Anlässen, wie dem Jungfernflug des Jumbojets der Air Madagascar oder bei Begräbnissen, feierlich geschlachtet werden. Wirtschaftlich und ökologisch sind die Rinder freilich eine Katastrophe: Sie wachsen äußerst langsam, liefern nur etwa einen Liter Milch am Tag, und jedes Rind braucht einen Hektar Weidefläche. Die Zahl der Zebus, wegen ihrer enormen Schulterhöcker auch Buckelrinder genannt, wird auf elf Millionen geschätzt – fast so viele Rinder wie Menschen auf einer Insel, die ihre rasant wachsende Bevölkerung (3,1 Prozent pro Jahr) schon lange nicht mehr ernähren kann. Seit den 80er Jahren ist Madagaskar immer wieder darauf angewiesen, Reis – das nationale Nahrungsmittel – zu importieren.

Bereits „die grausame“ Ranavalona versuchte im 19. Jahrhundert, mit drakonischen Maßnahmen die Bauern an der Brandrodung zu hindern. Sie erreichte das Gegenteil: Das Feuer wurde unter der Merina-Herrschaft und in der folgenden Kolonialzeit zum Symbol des Widerstands gegen einen Obrigkeitsstaat, der sich ansonsten wenig um die Nöte der Bauern scherte. Als Ratsiraka 1991 entmachtet wurde, leuchteten die Hügelzüge um Tana herum wie Mahnmale. Das Feuer hat kultische Macht und gilt als Element des großen Schöpfergottes Zanahary. Rote Farbe, glühende Hitze, zerstörerische Kraft – je größer ein Feuer ist, desto mehr Macht hat es, und je öfter man ganz nahe davor steht, desto größer ist die Chance, die darin enthaltene Kraft Zanaharys übertragen zu bekommen. Der Brand des Rova war ein solches großes Feuer.

„Von hier oben sieht es so aus, als ob Madagaskar verblutet.“ Der US-Astronaut sah durch die Luke seiner Raumkapsel den fruchtbaren Boden, der von den niedergebrannten Feldern über die Flüsse in rotbraunen Schlammlawinen ins Meer gespült wird. 10 000 Tonnen Erde reißen die tropischen Regengüsse Jahr für Jahr fort und dabei tiefe Furchen in die verkarsteten Hänge. Die Korallenriffe an der Küste versanden, Madagaskar verblutet. Der rote Admiral verkündete bei seiner Wiederwahl 1996 die Schaffung einer „humanistischen und ökologischen Republik“. Wenn es bei der Verkündigung bleibt, kämpfen zu Beginn des 21. Jahrhunderts 20 Millionen Menschen in Madagaskar ums Überleben – auf einer Insel, so rot und fruchtbar wie ein Ziegelstein.

Ein Traum am Wendekreis des Steinbocks

Kanadische Bergbauern wollen ihn zerstören

Madagaskar ist eine Arche Noah. Vor etwa 165 Millionen Jahren brach das Land aus dem Urkontinent Gondwana heraus. Isoliert vom Kontinent und lange Zeit unberührt vom Menschen konnte sich die einzigartige Natur entwickeln: Von den schätzungsweise rund 200 000 Pflanzen- und Tierarten

Madagaskars sind drei Viertel endemisch, das heißt es gibt sie nur dort. 64 Prozent seiner Vogelarten, 81 Prozent seiner Blütenpflanzen, 98 Prozent seiner Palmen, 95 bis 99 Prozent seiner Reptilien, fast alle Schmetterlinge und fast alle Froscharten sind einzigartig für Madagaskar.

Ratsiraka ist nicht dafür bekannt, ein besonders ausgeprägtes ökologisches Gewissen zu haben. Zum Ende seiner ersten Amtszeit fädelte er ein Unternehmen ein, das – wenn es wahr wird – eine ganze Region zerstören wird: die Ausbeutung des schwarzen Sandes an der Südspitze Madagaskars durch die kanadische Bergbaufirma QIT-Fer. Dort unten liegt Fort Dauphin, das die Antanosy „Taolankarana“ nennen, Ort der Träume. Wer bis dorthin gereist ist, weiß warum. Das Städtchen ist umsäumt von drei Buchten mit kilometerlangen Sandstränden, Palmen und dem klaren Wasser des Indischen Ozeans. Unter dem Wendekreis des Steinbocks gelegen, erstrahlt alles in den kräftigsten Farben. Im Hintergrund erheben sich die Gebirgszüge des Vohimena-Massivs, an dessen Hängen sich Wasserfälle durch üppig wuchernde Vegetation ihren Weg bahnen. Am Ende einer der Buchten, der Baie des Gallions, liegt das Antanosy-Dorf Evatra. Nach zwei Stunden Fahrt durch eine tropische Flußlandschaft mit Krokodilen und Elefantenohrengewächsen erreicht ein Kutter das Fischerdorf, in dem die Zeit stillsteht und die Menschen so leben wie ihre Urahnen. Menschenleere Strände, geheimnisvolle Grotten und das Gefühl, am Ende der Welt angekommen zu sein, lassen einen ebenfalls die Zeit vergessen. In einer der Strohütten kann man die Nacht verbringen, begleitet vom Rauschen des Meeres und von den Geräuschen des Urwalds.

QIT-Fer will dort eine riesige Hafenanlage errichten, mit Baggern den schwarzen Sand vom Strand auf Förderbänder schaufeln, 3000 Tonnen pro Stunde, und dann veredeln – in Titanium-Dioxid, ein begehrtes Produkt der chemischen Industrie, das vor allem für Farben und Lacke verwendet wird. Mehrere hundert Millionen Dollar stehen für Investitionen bereit, die das bisher aufwendigste Einzelprojekt in der Wirtschaftsgeschichte Madagaskars aus dem Boden stampfen sollen. Seit längerem steigt die Nachfrage nach Titanium-Dioxid auf dem Weltmarkt, der Jahr für Jahr Milliardenumsätze verzeichnet. Dieser Flecken Erde in Taolankarana könnte acht bis zehn Prozent des Weltbedarfs befriedigen.

Dieser Flecken Erde ist das letzte verbleibende Stück der ursprünglichen Vegetation, die sich einst über Hunderte von Kilometern entlang der Ostküste erstreckte. Von den 29 Pflanzenarten, die es nur dort gibt, wären 16 von der Vernichtung bedroht, darunter die Pervenche de Madagascar, das madagassische Immergrün, das erwiesenermaßen gegen Leukämie wirksam ist. Eine neue Art des Taggeckos, die Teller-Eidechse, das Nilkrokodil, seltene Schildkröten, zwei Lemurenarten – allesamt vom Aussterben bedroht – würden von den Schaufeln der Bagger vertrieben, damit in den Industrieländern Autos lackiert werden können.

Werden sich die neue Führung in Tana unter Ratsiraka und die Manager von QIT-Fer handelseinig, so werden sie die internationalen Plünderungsgepflogenheiten einhalten: Der technische Vorsprung versetzt

einen Fremden in die Lage, in ein Land einzudringen, dessen Rohstoffe auszubeuhen und auf dem Weltmarkt mit großem Profit zu verkaufen. Bis auf einige geschmierte Funktionäre profitieren die Menschen im Rohstofflager Madagaskar nicht. 40 Jahre lang will QIT-Fer in der Region Sand schaufeln und für Handlangerdienste den üblichen Hungerlohn zahlen. Wenn die Goldgrube nichts mehr hergibt und das Paradies in einen Müllhaufen verwandelt wurde, zieht der Fremde wieder ab und überläßt die Halde den nachkommenden Generationen.

„Tier- und Pflanzenarten werden verloren gehen, einzigartige Ökosysteme zerstört und die lokale Wirtschaft ernsthaft geschädigt“, warnt die britische Umweltschutzorganisation „Friends of the Earth“. „Der Küstenwald im Südosten ist eines der biologisch wertvollsten Gebiete des Landes. Es wäre ein Verbrechen gegen die künftigen Generationen, den größten Teil dieses Waldes zu zerstören, um ein gewöhnliches Mineral zu fördern, das in weniger sensiblen Gebieten ebenso gut gefunden werden kann.“

Dovic ist der Dorfvorsteher von Evatra, dem 2000-Seelen-Dorf der Antanosy, die im 16. und 17. Jahrhundert, als sie noch kriegerischer gestimmt waren, die Portugiesen und Franzosen aus ihrem Land vertrieben. Gegen die Bagger hätten sie keine Chance. „Aber im Jahr 2000 gibt es sowieso einen Weltkrieg“, sagt Dovic, „zwischen Deutschen, Franzosen und Russen.“ Von Deutschland weiß er das, was alle wissen: daß dort mal ein Hitler gelebt hat. „Und was ist die beste Waffe, die Sie heute produzieren?“

Die Letzten ihrer Art

Der madagassische Fischadler ist einer der seltensten Raubvögel der Welt

An der Nordwestküste lebt der größte Vogel Madagaskars: der Ankoay, der madagassische Fischadler. Er zählt zu den sieben seltensten Raubvogelarten der Welt und ausgerechnet seine Bibeltreue könnte ihm zum Verhängnis werden – der Ankoay ist Anhänger des sogenannten Kainismus und begeht traditionellerweise Brudermord. Um seine Raubinstinkte zu schärfen, tötet das ältere Adlerküken den Nachkömmling, der ihm die Gunst der Eltern und die von ihnen herbeigeschafften Würmer streitig machen könnte. Aber „Lova“ hat überlebt. Sie, die Spätgeborene, wurde aus dem Nest gestoßen, rechtzeitig gefunden und in eine Tierklinik in Nairobi geschafft. Inzwischen ist sie längst nach Madagaskar zurückgekehrt und sitzt in einem Käfig im Zoo von Tana, neben „Santatra“, vermutlich einem Männchen. Sie gehören zu den Letzten ihrer Art. „Außer denen gibt es vielleicht noch hundert Paare in Madagaskar“, sagt Aristide Andrianarimisa, Chef des nationalen Peregrine Funds in Madagaskar. „Sie sind extrem bedroht. Wenn nichts zu ihrer Rettung unternommen wird, werden sie bald für immer von der Erde verschwunden sein.“

Andrianarimisa ist oft an der Nordwestküste zwischen Morondava und Antsiranana unterwegs, wo die letzten Paare brüten. Auf seinen Streifzügen

macht er immer wieder Entdeckungen, die ihm das Herz zusammenziehen: enthauptete Fischadler, denen die Krallen abgehackt wurden. „Für die Bewohner der Region, die Sakalava, hat der Adler magische Kräfte. Sie brauchen die Krallen und den Kopf für ihre Heil- und Zaubermittel.“

Aber es sind nicht die Magier der Sakalava, die den Adler bedrohen. „Das eigentliche Problem sind die Zuwanderer“, sagt Andrianarimisa. „Es kommen immer mehr Menschen in die Region, die woanders nicht mehr überleben können. Sie legen die Sumpfbereiche trocken und bauen Reis an. Der Adler verliert seine Fischgründe und weiß nicht mehr wohin.“ Wenn die Fischgründe nicht trockengelegt werden, werden sie leergefischt. Die Fischer fällen die hohen Bäume, die Plätze für Adlerhorste, und höhlen sie zu Pirogen aus. „Es gibt nur einen einzigen See in der Region, der als Naturreservat ausgewiesen ist“, sagt Andrianarimisa. „Die Regierung interessiert sich nicht für die Adler, sie interessiert sich vielleicht dafür, wie sie die hungernde Bevölkerung versorgen kann.“

Die Forscher und Helfer um Andrianarimisa versuchen, den Brudermord zu verhindern, der bei den Ankoay einem kollektiven Selbstmord gleichkommt: Nur einmal pro Jahr legt ein Paar zwei Eier, und das überlebende Küken braucht auch noch drei Jahre bis zur Geschlechtsreife.

Die Vogelschützer stehlen den Eltern das nachgeborene Junge und legen es, wenn sie es nach vier bis sechs Wochen aufgezogen haben, wieder zurück. „Auf diese Weise verdoppeln wir den Nachwuchs“, sagt Andrianarimisa. „Es ist das einzige, was wir direkt tun können.“

Ausgewachsen erreicht der madagassische Fischadler, der *Haliaeetus vociferoides*, eine Größe von 80 Zentimetern und, wenn er seine braunweiß gefiederten Schwinge ausbreitet, eine Spannweite von zwei Metern. Dann segelt er in atemberaubender Höhe und erspäht mit Adlerblick die Beute, eine Maus, noch aus einer Entfernung von 2000 Metern. Das Zoogehege in Tana ist etwa 20 Meter hoch. „Lova“ sitzt auf ihrem Pfosten direkt am Gitter und starrt zurück. Dann ruft sie ko ko koy-koy-koy-koy-koy, erhebt sich und schwebt mit einigen Flügelschlägen zum schattigen Baum, wo sie sich den Blicken entzieht. Nach dem Sturz aus dem Nest wurde sie von ihren Rettern getauft – Lova bedeutet „Vermächtnis“.

Zwerge und Giganten – auf Madagaskar schlug die Evolution Kapriolen

Die berühmtesten Bewohner der Arche Noah sind die Lemuren, die Halbaffen, die mit ihren kugelförmigen Augen, ihren feingliedrigen Pfoten und ihrer Gewitztheit jeden faszinieren, der sie zu Gesicht bekommt. Es sind lebende Fossilien – außer auf Madagaskar, wo 32 endemische Arten leben, gibt es nur noch einige Arten in Borneo und im Amazonasbecken. Dem seltenen Goldenen Bambuslemuren etwa, den der deutsche Forscher Bernhard Meier und die US-Wissenschaftlerin Patricia Wright erst 1986 entdeckten, begegnet man mit etwas Glück im Nationalpark von Ranomafana, in der

zentralen Provinz Fianarantsoa gelegen und mit seinem üppigen Bergregenwald eines der schönsten Reservate des Landes. Erst Anfang 1997 sorgte eine weitere Entdeckung für Aufsehen: Die deutsche Forscherin Elke Zimmermann fand den Büschelohrmaki wieder, der seit 1990 als ausgestorben galt. Der nachtaktive, nur 80 Gramm schwere Lemur ist so groß wie eine Handfläche und zählt also zu den kleinsten Äffchen der Welt. Auch der aller kleinste lebt auf Madagaskar: der Zwergmausmaki, gerade mal zehn Zentimeter groß und 30 Gramm schwer.

Zwerge und Giganten – auf Madagaskar schlug die Evolution Kapriolen. Es entstand der Riesenstrauß (Aepyornis), flugunfähig, und so groß wie ein Haus. Noch vor 500 Jahren soll er auf Madagaskar gesehen worden sein, und noch heute werden seine Eier gefunden, in die jeweils 140 Hühnereier hineinpassen. Marco Polo berichtete über einen Riesenvogel im Osten Afrikas, und der legendäre Vogel Rock aus Sindbads Erzählungen hatte sein Vorbild vermutlich im madagassischen Riesenstrauß.

Andere Zeugen aus der Zeit der Dinosaurier haben bis heute überlebt. Von den weltweit etwa 80 Chamäleonarten kommen allein 53 auf Madagaskar vor. Das kleinste, das Bodenchamäleon, wird nicht viel größer als ein Daumnagel, das Riesenchamäleon hingegen erreicht eine Länge von bis zu einem Meter. Mit ihren hochentwickelten Teleskop-Augen fixieren sie ihre Beute, die sie mit einem explosionsartigen Zungenschuß erledigen. Sie tarnen sich mit allen Farben des Dschungels und schillern je nach Gemütszustand, am schönsten jedoch, wenn sie sich streiten oder lieben.

Wie alle Schätze der Insel werden auch Tiere und Pflanzen zur Beute der Fremden. „Madagaskars Schätze werden für Terrarienfreunde geplündert“, sagt Sandra Altherr, Biologin beim Deutschen Tierhilfswerk. „Mehr als 200 Arten verramscht man bei uns zu Sonderpreisen – solange der Vorrat reicht.“ Allein nach Deutschland wurden 1993 mehr als 5000 Tag-Geckos importiert. Das Statistische Bundesamt verzeichnete 1994 den Import von „zwei Tonnen ungeschützter Madagaskar-Tierarten“, allesamt für Zoofachgeschäfte bestimmt, wo Goldfrösche und Pfauenaugen-Taggeckos für rund 60 Mark gehandelt werden. Erst Anfang Januar verurteilte ein Gericht in den USA einen 33jährigen Deutschen zu fast vier Jahren Haft. Er hatte vom Aussterben bedrohte Spinnen-Schildkröten und Baum-Boas aus Madagaskar im Gepäck, als er vom Zoll in Orlando geschnappt wurde. Der Mann wollte die Tiere in die USA schmuggeln und dort Schwarzmarktpreise von bis zu 10 000 Dollar pro Tier zu kassieren.

Unaufhaltsam verschwinden in Madagaskar Tiere und Pflanzen, von deren Existenz der Mensch nie etwas erfahren hat. An intakter ursprünglicher Vegetation sind heute noch rund fünf Millionen Hektar erhalten, 53 Millionen Hektar sind zerstört und zum großen Teil mit artenarmer, wenig fruchtbarer Steppenlandschaft überzogen. Während sich in dem riesigen Areal unfruchtbarer Steppen grob geschätzt nicht mehr als 1000 Pflanzenarten finden, beherbergen die fünf Millionen Hektar intakter Vegetation etwa 6000 bis 8000 Arten, von denen mehr als 80 Prozent endemisch sind.

Der Untergang der Arche Noah Madagaskar ist Teil des globalen Massensterbens, ausgelöst vom Menschen des 20. Jahrhunderts. Diesem Massensterben wird „noch zu unseren Lebzeiten mehr als die Hälfte des Lebens auf Erden zum Opfer fallen“, schreibt der Bochumer Naturforscher Meier. Auf Madagaskar hat es „seinen Höhepunkt nicht einmal erreicht“.

Fluchtpunkt für Piraten

Der Mythos dieser Insel hat zu allen Zeiten gelockt

Friedrich Schnack gab sich als Schriftsteller aus und fühlte sich gedrängt, die Freuden seiner Madagaskar-Reisen 1958 in Goldmanns Gelben Taschenbüchern zu verewigen: „Die jungen Mädchen knüpfen vor ihrer Verheiratung zahlreiche Liebesverhältnisse an“, schrieb er. „Bereitwillig vergeben sie ihre Gunst, gern an den Weißen.“ Inzwischen pilgern Sextouristen nach Madagaskar. Die Bordelldiskotheek „Indra“ in Tana oder einige Touristenorte an der Küste sind da beliebt. Der Vazaha, der reiche Weiße, kann das Gefühl kosten, über die Maßen begehrt zu sein, und empört tun, wenn er unter der Gürtellinie angelangt wird. Manche sagen, die Prostitution sei ein legitimes und eher unbedenkliches Mittel, um an Geld zu kommen und ganze Familien zu ernähren. Andere finden es grausam und warnen, das Leben der Frauen werde zerstört, die madagassische Gesellschaft korrumpiert.

Am Strand von Nosy Bé, einer Trauminsel vor der Nordwestküste Madagaskars, sitzt ein etwa 65jähriger Vazaha, neben ihm seine schwarze Begleiterin, ein halbes Jahrhundert jünger. Sie murmelt etwas und deutet auf die Bergkette am Ende des Meeres. Der Mann schaut verdutzt und schüttelt den Kopf. Dann antwortet er: „Non, ce n'est pas l'Afrique, c'est Madagascar.“

Madagaskar – das Land ist ein Mythos, der seit Jahrhunderten Europäer anzieht, die der Enge ihres Kontinents entkommen, eine ferne Welt erobern und frei sein wollen. Vom 16. bis 18. Jahrhundert, als eine starke Flotte eine Weltmacht begründen konnte, war die Ostküste Madagaskars in den Händen der Piraten, die von dort die Flotten der Handelsmächte auf ihrem Rückweg von Indien überfielen und ausraubten. Die ganz im Norden gelegene Stadt Diego-Suarez, benannt nach ihren beiden portugiesischen Entdeckern, war im 17. Jahrhundert Fluchtpunkt für Piraten aller Nationen, unter ihnen der Franzose Francois Misson, der Italiener Caracciolo und der Brite Tom Tew.

„Die drei haben da eine Piratenrepublik gegründet, Libertalia“, erzählt Dieter Kersten, während er am Strand des Indischen Ozeans entlanggeht. „Das waren tolle Burschen“, sagt er und lacht. „Libertalia“ – eine Utopie, von Freibeutern ersonnen, die von einer freien und gleichberechtigten Gesellschaft träumten. Alle Menschen, auch wenn sie nicht der weißen Rasse angehörten, sollten in dieser Republik gleich sein. Es soll freie

Wahlen und ein Parlament gegeben haben, und die Staatskassen wurden durch Beutezüge auf dem Meer gefüllt, wobei die Piraten immer sehr behutsam vorgegangen sein sollen – Libertalia, nie wurde eine Spur von dieser sagenhaften Republik gefunden. Vielleicht ist sie nur eine schöne Legende, die zu Madagaskar und in die Zeit der Staatsutopien paßt.

Kersten schaut über das Meer: „Das ist herrlich, hier ist man frei.“ Kersten ist 72 Jahre alt, kommt aus dem friesischen Werlte und hat nicht vor, Madagaskar noch einmal zu verlassen. „Was soll ich in Deutschland? Das Rentnerdasein war ja so langweilig! Morgens habe ich mir überlegt, ob ich mit meinem Fahrrad linksherum oder rechtsherum fahre, nachmittags wieder das Gleiche und abends fernsehen. Und wehe ich kam fünf Minuten zu spät. Och nee, meine Frau hat irgendwann gesagt: Mach’ was Du willst.“

Er wollte nach Madagaskar. Dort, an der Ostküste bei Tamatave, fand er vor einigen Jahren am Strand eines großen Süßwassersees ein Fundament mit ein paar Mauerresten. Das war einmal das Ferienhaus von Philibert Tsiranana, dem ersten Präsidenten Madagaskars; ein Zyklon hatte es zerstört. Kersten zimmerte sich darauf eine neues Haus zurecht und lebt seitdem in Ankanin’ ny Nofy, wie die Gegend heißt – „Traumnest“ am See und nur durch eine schmale Landzunge vom Indischen Ozean getrennt.

Es ist dunkel geworden, das Geschrei der Hühner und Truthähne im Hof hat aufgehört, nun trippelt es unter dem Dach, wahrscheinlich Ratten. Kersten zündet Kerzen an und holt Bier. „Einmal Madagaskar, immer Madagaskar, dieses Land zieht Dich in seinen Bann, dem kann man sich gar nicht entziehen.“ Auch wenn er in Madagaskar Schiffbruch erlitt, 1965, als er im Auftrag der Europäischen Gemeinschaft ein Bewässerungsprojekt aufbauen sollte. „Die EG-Experten haben mir Honig um den Bart geschmiert. Ihnen kann gar nichts passieren, haben die gesagt – von wegen.“ Damals, nur wenige Jahre nach der Unabhängigkeit, war Entwicklungshilfe in der ehemaligen Kolonie erst recht der Herrschaftsbereich der Franzosen. Andere Europäer, zumal Deutsche, wurden selten und vor allem nicht gern gesehen. In Werlte hatte sich Kersten ein eigenes Unternehmen aufgebaut, Trockenlegung von Mooren, was aber bald keine Zukunft mehr hatte, da kam der EG-Auftrag gelegen. „Aber die Franzosen haben mich auflaufen lassen, das sind die schlimmsten Betrüger. Das mußt Du Dir vorstellen: Alles, was ich mir nach meiner Flucht aus dem Osten aufgebaut habe, haben die mir zerstört. Ich bin bankrott gegangen.“ Daß Kersten, der kein Französisch spricht, in den Franzosen noch immer den Erzfeind sieht, mag sich in seiner Zeit als Panzerpionier eingepreßt haben. „Die elfte Panzerdivision, das waren Elitesoldaten. Wir hatten mehr als 125 Abschüsse. Oben in der Luke saß unser Kommandeur, Oberfeldwebel Kollow, ein Schlesier. Das war ein feiner Kerl.“ Unter ihm jagten sie auch einen Kübelwagen mit „Goldfasanen“ in die Luft, NS-Offizieren, „feinen Pinkeln, die sich in Frankreich ein süßes Leben gemacht hatten“. Kersten sitzt in seinem Lehnstuhl, der Schein der Kerzen beleuchtet ein schönes Gesicht, zerfurcht und mit dem Schalk in den Augen. „Die Jahrgänge 1924 bis 1926 haben die total verheizt. Ich habe als einer der

wenigen überlebt.“ Danach Kriegsgefangenschaft, Flucht aus Grevesmühlen in Mecklenburg, ein neues Leben in Werlte.

Eine madagassische Frau, etwa 30, kommt herein und bringt neues Bier. „Ich als alter Opi!“ Kersten lacht, „noch bin ich gut genug für sie.“ Die Rente aus Deutschland reicht, um für alle vier zu sorgen, sie und zwei Kinder, deren Väter sich aus dem Staub gemacht haben. Einmal in der Woche fährt Opi, „so nennen mich hier alle“, zum Einkaufen nach Tamatave, mit seinem gelben Kutter, der für die 60 Kilometer über den Pangalanes-Kanal gut fünf Stunden braucht. „Lili Marlen“ heißt der Kutter, „das haben wir immer über den Soldatensender Belgrad gehört“. Kersten steht behende auf und schließt die Autobatterie an seinen Weltempfänger an. Heute hört er Deutsche Welle. „Aber diese Musik. Die können einem manchmal ganz schön auf den Wecker gehen.“ Er nimmt einen Schluck Bier. „Einmal Madagaskar, immer Madagaskar. Ich mag dieses Land und seine Menschen. Sie sind viel fröhlicher als die Deutschen, auch wenn sie arm sind.“

Lebenshunger im Elend

„Informieren Sie die Welt über das, was hier passiert“

Fünf Minuten vom Zentrum von Tana entfernt liegt eines der ärmsten Viertel der Hauptstadt: Antohomadinika III G Hangar. 250 Familien leben in den Hütten von Hangar, bis zu acht Personen auf zwölf Quadratmetern zusammengepfercht. Schon vor Jahren hatte sie die Not in die Stadt getrieben, deren Müll mehr hergibt, als der Lateritboden ihrer verkarsteten Heimatregionen. Sie ließen sich in Hangar nieder, wo sie aus Autoschrott und Plastikmüll ihre Buden zusammenzimmerten. Willkommen waren sie dort nicht, aber der Eigentümer des Geländes beging einen Fehler: Er ordnete an, die Menschen zu vertreiben und ihre Hütten dem Erdboden gleichzumachen. „Das hat uns mobilisiert“, sagt Vincent de Paul Rakotomalala. „Wir haben uns zusammengesetzt und überlegt, wie wir uns retten können.“ Das war 1989. Heute steht Hangar immer noch – als Symbol für den Widerstand der Armen.

„Eigentlich wollte ich hier Hühner züchten. Aber als ich die Kinder hier sah, die verreckten und keine Zukunft hatten, fühlte ich mich verpflichtet, etwas zu tun“, sagt Vincent de Paul. „Rapaoly“, wie ihn alle nennen, geht über eine Lichtung mit schwarzem Ascheboden, umsäumt von Hütten, Autowracks und alten Ölfässern – der Dorfplatz. Alle grüßen ihn, den Kindern klopfte er zum Gruß mit einer Papierrolle auf den Kopf. Dann das Zentrum von Hangar: ein Camp bestehend aus vier Holzbaracken, in der Mitte ein Mast mit der grün-weiß-roten Flagge Madagaskars. „Wir haben damals an alle Türen geklopft, um an Geld zu kommen. Aber was hier steht, das haben wir mit unseren eigenen Händen aufgebaut. Darauf sind wir stolz“, sagt Rapaoly. Sie bauten einen Kindergarten, eine Schule und eine

Apotheke mit Behandlungszimmer. In einer der Baracken toben sich mehrere Dutzend Kinder aus und schreien, was das Zeug hält. Als die Pause vorbei ist, läßt die Kindergärtnerin ihre Schützlinge antreten, alle zwischen drei und fünf Jahren. Sie grüßen kurz militärisch und stapfen dann im Gänsemarsch ins Holzhaus zurück. Die Kinder gehören einer Gemeinde an und nicht einer Straßenbande. Statt Lumpen tragen sie beige Leibchen, ihre Uniformen. Rapaoly schaut zufrieden zu. Unicef, terre des hommes, Sentinelle waren die Geldgeber, viel war nicht nötig. Der Kindergarten kostete 20 Millionen Franc malgache, rund 8000 Mark, die Schulgebäude und das Arztzimmer nicht viel mehr.

Kaum jemand der rund 1500 Bewohner von Hangar kann lesen oder schreiben. „Das wird sich in Zukunft ändern.“ Rapaoly tritt in ein Klassenzimmer, und sofort stehen alle stramm: „Bonjour Monsieur!“ Insgesamt 180 Kinder lernen in der Schule, lesen, schreiben, die Grundrechenarten. Die jüngsten sind sechs, die ältesten 18 Jahre alt; sie sitzen alle in einem Klassenraum. „Es ist nicht leicht“, sagt die Lehrerin. „Wenn der Magen leer ist, kann man kaum verlangen, daß sich die Kinder konzentrieren.“

Ein Kilo Reis kostet 1800 Franc malgache (rund 70 Pfennig), aber das Tageseinkommen der Familien von Hangar beträgt nicht mehr als 5000 Franc malgache. Ein Verhau auf dem Dorfplatz ist der Lebensmittelladen. „Die Familien kaufen dort nicht mehr als zwei Becher Reis pro Tag“, sagt Rapaoly. „Sie können sich vorstellen, was das bedeutet.“ Die meisten Männer arbeiten als Pousse-Pousse-Fahrer, das heißt sie transportieren mit den madagassischen Rikschas Waren. Sie zerren ihre wackligen Gefährte, tonnenschwer beladen, von morgens bis abends durch die Straßen von Tana, die Hügel hinauf, über Kopfsteinpflaster, Schlaglöcher und glutheißen Asphalt. Vorne im Gespann der Chef, meist mit Strohhut gegen die Hitze, hinten dran kleine Jungs, allesamt barfuß und in Lumpen. Die schwarzen Körper glänzen in der Sonne, während sich der Karren nur mühsam den Weg hinauf schieben läßt. Abends dann zwei Becher Reis.

„Vor hundert Jahren wurde die Sklaverei in Madagaskar abgeschafft“, sagt ein französischer Unternehmer. „Aber wenn ich mir das ansehe, dann weiß ich: Es gibt sie nach wie vor.“

Wenn die Regenzeit beginnt, versinken die Hütten von Hangar im Morast. Besonders schlimm war es 1994, als der Zyklon „Géralda“ über Madagaskar wütete und in Tana schwere Überschwemmungen auslöste. In ganz Madagaskar sollen 300 Menschen dem Wirbelsturm zum Opfer gefallen sein. In Hangar starb niemand, doch stand das Viertel tagelang unter Wasser, zahlreiche Hütten wurden fortgerissen und ein Kloaken-Strom brachte die Cholera ins Viertel. Das nächste Projekt ist der Bau einer Latrine. Die Planungen laufen, Gespräche mit möglichen Geldgebern ebenfalls. „Derzeit erledigen die Leute ihr Bedürfnis wer weiß wo. Das muß sich ändern“, sagt Rapaoly.

Der schwächliche Mann geht zurück zum Dorfplatz, sehr langsam, wie ein Greis. „Ich hatte eine Lähmung, meine Gesundheit ist sehr prekär. Ich weiß, daß ich nicht mehr allzu lange habe.“ Rapaoly ist 48 Jahre alt. Dann der

Abschied. „Informieren Sie die Welt über das, was hier passiert“, sagt er feierlich. „Diese Menschen leben im Elend, aber sie haben Lebenshunger. Und sie haben das Recht, Menschen genannt zu werden.“

Pest, fauliges Wasser und täglich einer, der über Bord geht – die russischen Seeleute, die gemeint waren, starben zu Hunderten, aber nicht an der Pest, sondern an Typhus. Im russisch-japanischen Krieg hatte es sie 1905 an die Küsten von Nosy Bé verschlagen. Fern der Heimat wurden sie auf dem Friedhof von Andoany, nahe der Inselhauptstadt Hell-Ville, verscharrt. Dieses Schicksal wäre für einen Madagassen das größte Unglück. Nachdem madagassische Soldaten zu Tausenden in den Diensten der französischen Armee im Zweiten Weltkrieg oder im Algerienkrieg gefallen waren, taten ihre Angehörigen alles, um die Leichname in die Heimat zurückzuholen und würdig zu beerdigen. Das war das Wichtigste, ein madagassisches Sprichwort sagt es: „Sterben und nicht bei seinen Eltern begraben zu sein, das heißt sterben wie ein Hund.“